

# Christian Friedrich Bauer

VON KLAUS BAUER\*

Eines der letzten Worte von Christian Friedrich Bauer, Doktor der Medizin und Oberamtsarzt in Mergentheim, war: *Ich wollte ein Diener der leidenden Menschheit sein.* Am 20. Februar 1838 waren seine eigenen Leiden beendet. Der Tod erlöste ihn im Alter von fast 62 Jahren von einer quälenden Kopfkrankheit, die sich bereits im Jahr 1837 bemerkbar gemacht hatte.

Die Worte sind charakteristisch für diesen Mann, der medizinisches Wissen auf mehreren Universitäten erworben hatte, der viele Krankheiten gesehen, und der pragmatisch das erforscht und bearbeitet hatte, was er mit seinen Erfahrungen bewältigen konnte. Spekulationen und solche Theorien, die erst von anderen bewiesen werden mußten, waren seinem Wesen fremd. Sein Leben fiel in eine Zeit, in der die medizinische Wissenschaft noch nicht frei von naturphilosophischen Fesseln war. Die Aufklärung hatte zwar in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Naturwissenschaften neu belebt und dadurch dazu beigetragen, daß zahlreiche medizinische Entdeckungen gemacht werden konnten. Aber auch noch im 19. Jahrhundert gab es ernsthafte Versuche, die vielfältigen Krankheitserscheinungen in Grundprinzipien einzuzwängen und das Wesen von Gesundheit und Krankheit durch tiefes Nachdenken in der Studierstube begreifbar zu machen, ein Vorgehen, das Christian Friedrich Bauers Art nicht entsprach. Erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die Medizin in Deutschland zu einer überall anerkannten Höhe. So lebte er gewissermaßen in einem Spannungsfeld: rationelle Neuerungen in der Medizin, die er für seine Praxis gebraucht hätte, gab es kaum, mit den statt dessen angebotenen naturphilosophischen Überlegungen konnte er nicht viel anfangen.

Der Höhepunkt in Bauers beruflichem Leben war die Mitwirkung bei der Entdeckung und Nutzbarmachung der Mergentheimer Mineralquellen. Im Jahre 1826 begann die erstaunliche Entwicklung Mergentheims von einer kleinen am Rande des neugeschaffenen Königreiches Württemberg gelegenen Stadt zum größten Heilbad des heutigen Landes Baden-Württemberg. Zwei Persönlichkeiten, die sich damals besondere Verdienste erworben haben, werden in diesem Zusammenhang oft genannt: Der Schäfer Franz Gehrig und der Oberamtsarzt Dr. Christian

\* Den Herren Johann-Peter Bauer, 5303 Rheinbach, Gerd Rampacher, 7032 Sindelfingen, und Eckhardt Rocholl, 5060 Bergisch-Gladbach, Nachkommen von Christian Friedrich Bauer, möchte ich vielmals für Einsichtnahme in Material aus dem Familienbesitz danken, Herrn Pfarrer i. R. Heiner Weitbrecht, 7407 Rottenburg, danke ich für anregende Diskussionen. Mein besonderer Dank gilt Frau Dr. Almut Todorow und ihren Kollegen von der Universität Tübingen für die Beschaffung von Literatur und für wissenschaftliche Beratung.

Friedrich Bauer. 1976 wurde in einer instruktiven Schrift der Auffindung der Quellen, 150 Jahre zuvor, gedacht<sup>1</sup>.

Aber nicht nur die ärztliche Tätigkeit sollte Bauers Leben Spannung und Farbe verleihen. Auch als vielseitiger Naturwissenschaftler war er bekannt. Darüber hinaus umfaßten seine Interessen viele weitere Bereiche. Er lebte als kritischer Beobachter in seiner Zeit; mit allem, was um ihn herum geschah, setzte er sich auseinander, zu vielem bezog er Stellung. Als Student begeisterte er sich für die Gedanken der französischen Revolution, als gereifter Mann litt er unter der Restauration. In beiden Lebensabschnitten mußte er Opfer bringen, erst wegen seiner eigenen freiheitlichen Gesinnung, später wegen der seines Sohnes Hermann. Vor 150 Jahren ist Christian Friedrich Bauer gestorben. Dieses mag ein Anlaß sein, die wichtigsten Ereignisse seines Lebens heute noch einmal an uns vorüberziehen zu lassen. – Sein Bild tritt uns aus hinterlassenen Schriften und Tagebüchern entgegen, es lebt aber auch bis heute frisch, bunt und mit vielen Ausschmückungen verziert in seiner Familie weiter. Persönliche, für eine Publikation weder vorgesehene noch geeignete Aufzeichnungen einiger seiner Nachkommen existieren ebenso wie mancherlei mündliche Überlieferungen. Soweit dieses anekdotenreiche Material für den folgenden Aufsatz verwendet wurde, geschah das erst nach kritischer Prüfung.

### *Elternhaus und Jugendjahre*

Christian Friedrich stammte aus einer im fränkisch-schwäbischen Raum weitverzweigten, traditionsreichen Familie<sup>2</sup>. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts zogen die Bauers von Wertheim nach Merchingen und betraten damit das Hohenloher Land. Sein Großvater und sein Vater waren Theologen, das kinderreiche Pfarrhaus seine eigentliche Heimat.

Der Vater, Wilhelm Bernhard Philipp Bauer (1739–1810), wurde nach dem Studium in Erlangen 1763 Pfarrer in Dörrenzimmern, 1768 in Künzelsau und 1789 Superintendent und Hofprediger in Weikersheim. 1809, kurz nach der neuen Grenzziehung, bei der dieser Teil des Hohenloher Landes unter Stuttgarter Herrschaft kam, wurde er württembergischer Konsistorialrat.

Wilhelm Bernhard Philipp heiratete im Jahre 1766 Sophie Marie Meister (1744–1815), die Tochter von Friedrich Albrecht Meister (1715–1778), einem seiner Vorgänger als Superintendent in Weikersheim.

Noch heute findet man in der dortigen Kirche Erinnerungen an die beiden Geistlichen: Ihre Namen sind eingeschnitzt in die hölzerne Wand des Chorgestühls und ihre Bilder hängen in der Sakristei. Wilhelm Bernhard Philipp Bauer galt zu

1 C. Gräter, H. Stütze: 150 Jahre Heilbad Mergentheim 1826–1976, Druckerei K. Hart K.G. D8712 Volkach.

2 Pfarrer a. D. Karl Bauer: Stammbaum der Familie Bauer, 1933; Gerd Wunder: Die Ahnen von Hermann Bauer, Württembergisch Franken, Bd. 57 (1973); Otto Beutenmüller: Nachtrag zu Ferd. Friedr. Fabers Württembergischen Familienstiftungen, 126. Wibel-Stiftung in Schwäbisch Hall, Verlag C. A. Starke 1966.

seiner Zeit als überaus gelehrter Theologe und Bibelforscher. Sein Portrait zeigt einen ernsten Mann in fortgeschrittenem Alter. Der Kopf, im Profil dargestellt, mit der bis auf die Schultern wallenden weißen Lockenperücke strahlt Würde und Autorität, verbunden mit einer gewissen Strenge aus. Aufschlußreicher als das Bild in der Kirche ist für sein Wesen ein Stich, der sich im Familienbesitz befindet. Hier sehen wir einen in seiner wohlausgestatteten Bibliothek sitzenden viel jüngeren Mann. Sein Kopf ist auf den linken Arm gestützt, mit dem Zeigefinger der rechten Hand wird eine Textstelle fixiert, das Gesicht ist überaus nachdenklich. Die hier dargestellte Einsamkeit des Wissenschaftlers dürfte auch seinem Sohn nicht fremd gewesen sein.

Der Bruder von Wilhelm Bernhard Philipp war Johann Christian Friedrich Bauer (1741–1821), der die drei Tätigkeiten eines Chirurgen, eines Richters und eines Landwirtes zu einer Zeit ausübte, als die Beschäftigung mit medizinischen oder juristischen Fragen noch nicht zu einem vollen Beruf reichte. Er war der erste naturwissenschaftlich-medizinisch Interessierte in der engeren Familie, so daß von dieser Seite die vielseitigen Interessen des Neffen beeinflußt sein könnten.

Es gibt einen wichtigen Grund, noch mit einem Satz bei der Familie Meister zu verweilen: Zwei Brüder von Friedrich Albert, nämlich Christian Friedrich Georg Meister (geb. 1718 in Weikersheim) und Albert Ludwig Friedrich Meister (geb. 1724 in Weikersheim), gehörten zu den ersten bedeutenden Professoren der 1737 gegründeten Göttinger Universität. Während der Ältere ein großer Rechtslehrer war, befaßte sich sein jüngerer Bruder mit Mathematik und Kriegskunst. Christian Friedrich Georg Meister hatte einen Sohn, Georg Jakob Friedrich, geboren 1755, der bereits mit 29 Jahren in seiner Heimatstadt Göttingen ordentlicher Professor der Rechte war. Das Bemühen um wissenschaftliche Exaktheit und ein tiefverankerter Sinn für Rechtlichkeit, die Christian Friedrich Bauer später auszeichneten, könnten ein Erbe aus der Meister-Familie sein.

Kinderreichtum, die Probleme, die er mit sich brachte, und ein dadurch bedingtes bescheidenes Leben war das Los vieler Familien dieser Zeit. Zahlreiche Kinder starben kurz nach der Geburt. In den Jahren 1731–1740 waren es in England beispielsweise 437 von 1000<sup>3</sup>, aber auch in Deutschland dürften ähnliche erschreckende Zahlen gegolten haben. Wahrscheinlich war es der Philosoph und Schriftsteller Jean Jacques Rousseau, der eine wichtige Verbesserung der gesundheitlichen Situation der Kleinkinder in der Mitte des 18. Jahrhunderts bewirkte. Er empfahl die Abschaffung des Wickelns und ermahnte die Mütter, ihre Kinder selbst zu stillen<sup>4</sup>. Den jungen Müttern, die in dieser Zeit der lebensbedrohenden Gefahr des Kindbettfiebers ausgesetzt waren, konnte erst ungefähr 100 Jahre später durch Ignaz Semmelweis geholfen werden. Bevor man etwas von Bakterien wußte, verordnete er eine strenge Desinfektion zur Vermeidung der tödlichen Ansteckung.

In diesem Lichte gesehen, erscheint es als ein glückliches Familienschicksal, daß

3 R. H. Shryock: Die Entwicklung der modernen Medizin, Enke 1947.

4 E. H. Ackerknecht: Geschichte der Medizin, Enke 1979.



*Vtere (hirce) Consiliis ut saepius inde iuueris.*

von den elf Kindern von Wilhelm Bernhard Philipp und Sophie Marie Bauer nur drei in frühem Kindesalter starben und daß beide Eltern ein hohes Alter erreichten. Acht Kinder wuchsen heran, jedes in ein eigenes Schicksal hinein, aber in einer Weise, daß sie sich im Leben oft wieder trafen und gegenseitig helfen konnten.

Christian Friedrich wurde am 15. April 1776 in Künzelsau geboren; damals war das Fürstentum Hohenlohe eines von ungefähr 300 souveränen reichsständischen Territorien des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Dieses wurde regiert von Joseph II., dem Sohn Maria Theresias, dem Kaiser, der vergebliche Versuche unternahm, Deutschlands zeitgemäßes Kleinstaatensystem zu vereinfachen. In Preußen regierte zu derselben Zeit Friedrich der Große. Er war darum bemüht, die Wunden, die der Siebenjährige Krieg seinem Lande zehn Jahre zuvor gebracht hatte, zu heilen. – In anderen Teilen der Welt traten Ereignisse ein, die symbolhaft für Christian Friedrichs späteres Leben sein sollten. Sie können hier nur andeutungsweise Platz finden: Thomas Jefferson, der in Europa geschulte Jurist und Staatsmann, verfaßte 1776 im fernen Virginia die Unabhängigkeitserklärung, die geistige Grundlage für die Umwandlung einer britischen Kolonie in ein souveränes Land. Eine heute freie und große Nation bereitete damals mit diesen Gedanken ihre Zukunft vor und beruft sich voll Stolz noch jetzt darauf. Unabhängig und frei zu sein, das waren Ideale, die bald darauf durch die französische Revolution auch in Deutschland Fuß faßten und viele Menschen in ihren Bann zogen.

Im Jahre 1777 wurde eine der größten wissenschaftlichen Entdeckungen aller Zeiten auf medizinisch-naturwissenschaftlichem Gebiet gemacht: Antoine Laurent Lavoisier konnte in Paris nachweisen, daß Atmung und Verbrennung auf ein und derselben Ursache beruhen. Es sind nämlich beides Oxydationsvorgänge. So zeigte er, daß bei der Atmung Sauerstoff verbraucht und die entsprechende Menge Kohlendioxid ausgeschieden wird. Dieses Experiment Lavoisiers war ein wichtiger Beitrag zur Überwindung der spekulativen Naturphilosophie, die bekanntlich weder in der Medizin noch in den Naturwissenschaften verwertbare Ergebnisse liefern konnte. Einem rationellen Angehen der Probleme, ganz im Sinne des französischen Genies, wandte sich auch Christian Friedrich später zu, aber es sollte lange dauern, bis sich diese Richtung durchsetzen konnte.

Die Taufpatin von Christian Friedrich war Christiane Eleonore Gräfin von Hohenlohe und Gleichen, Frau von Langenburg und Cranichfeld in Ingelfingen. In Künzelsau und später in Weikersheim ging er zur Schule und hatte daneben Unterricht bei seinem Vater. W. B. P. Bauer kümmerte sich sehr um die Erziehung aller seiner Kinder. So förderte er seine vier Söhne bis zur Universitätsreife, seinen vier Töchtern vermittelte er Kenntnisse, die weit über das Übliche hinausgingen.

*Das Studium*

Die Tagebuchaufzeichnungen des jungen Christian Friedrich geben uns einen Einblick, welche Ideen und Gedanken ihn erfüllten, als er im März 1796 sein Elternhaus verließ, um in Halle Medizin zu studieren. Bedeutende Professoren zogen ihn an diese damals junge und moderne Universität. Da auch am Ende des 18. Jahrhunderts das Medizinstudium mit einer Ausbildung in den Naturwissenschaften begann, hörte er in seinen ersten Semestern Vorlesungen über Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik und Pharmakologie, daneben aber auch schon rein medizinische. Bei dem berühmten Naturforscher Johann Reinhold Forster (1729–1798), der James Cook 1772–1775 auf seiner zweiten Weltreise begleitet hatte, besuchte er das etwas allgemeiner gehaltene Kolleg »Naturgeschichte«.

Polykarp Joachim Sprengel (1766–1833), der Verfasser des zu seiner Zeit sehr beachteten Lehrbuches über die großen Volkskrankheiten mit dem Titel »Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde«, belehrte seine Studenten über die Geschichte der Medizin, über Pathologie und über Semiotik (Grundlage der ärztlichen Diagnostik). Christian Friedrich hat in Halle fleißig studiert; er besuchte nicht nur Vorlesungen und Übungen bei weiteren Professoren, auch Lehrbücher wurden eifrig bearbeitet. Besonders beeindruckte ihn ein sechsbändiges über die Anatomie des menschlichen Körpers von dem Mainzer Professor Samuel Thomas Soemmering (1755–1830).

Wie schwierig es für Medizinstudenten in unserer Zeit ist, gründliche anatomische Kenntnisse zu erwerben, ist allgemein bekannt. Zu wenig Leichen stehen heutzutage für diese Ausbildung zur Verfügung, und so war es eigentlich schon immer. Michelangelo mußte sich auf gefährvollem Weg Leichen aus dem Hospital Santo Spirito in Florenz besorgen; ohne genaue anatomische Kenntnisse, insbesondere der Muskeln, wäre es ihm nicht möglich gewesen, seine menschlichen Gestalten in dieser Vollendung aus Marmor entstehen zu lassen. Von englischen Studenten wird erzählt, daß sie früher frische Gräber plünderten, und es wurde darüber berichtet, daß vor ungefähr 200 Jahren alle möglichen Kniffe an der Universität Tübingen angewandt wurden, um Leichen für die Anatomie zu beschaffen<sup>5</sup>.

Christian Friedrich ging einen anderen Weg. Im Sommer 1796 verlebte er seine Semesterferien zu Hause in Weikersheim. Als am 3. September bei Würzburg eine Schlacht zwischen Franzosen und Österreichern stattfand, beobachtete er diese Kämpfe aus der Ferne, schlich sich in der Nacht auf das Schlachtfeld, suchte sich eine geeignete Leiche aus und seziierte sie kunstgerecht. Das Skelett des Mannes stand viele Jahre später noch im Studierzimmer des Oberamtsarztes<sup>6</sup>.

13 Monate lang studierte Christian Friedrich in Halle. Im Tagebuch findet man Eintragungen darüber, was Studium und Leben kosteten: »Wurst«, »Brod«, »Bücher eingebunden«, aber auch »Mittagfraß«, »Allgemeine Literaturzeitung«

5 W. Jens: Eine Deutsche Universität. 500 Jahre Tübinger Gelehrtenrepublik. Kindler 1977.

6 Cornelia Rocholl, geb. Bauer: Aus vergangenen Tagen. Erinnerungen aus der Geschichte der Familie Bauer 1591–1890. Unveröffentlicht, 1928.

und »Wäscherin«, alles wurde mit zeitlich zunehmender Ordnung getreulich notiert, um die Kosten überschaubar zu halten. Die finanziellen Möglichkeiten der Familie waren begrenzt, da außer Christian Friedrich noch zwei andere Söhne eine Universität besuchten.

Von Interessen und Aktivitäten, die über das Medizinstudium hinausgingen, ist während Christian Friedrichs Zeit in Halle nichts bekannt geworden. Das sollte sich aber mit seinem Umzug nach Jena ändern. Ab April 1797 studierte er an der berühmten Thüringer Universität. Der Hauptgrund für den Wechsel war der Wunsch, bei Christoph Wilhelm Hufeland (1762–1832), dem gelehrten Medizinprofessor sowie Arzt Goethes und Schillers, Vorlesungen zu hören. »Spezielle Therapie – Die chronischen Krankheiten«, darüber belehrte Hufeland seine Studenten. Christian Friedrichs sorgfältig geführtes Kollegheft läßt uns einen kleinen Einblick in den damaligen Stand der Medizin tun. Von der Hepatitis, der Gastritis, der Pest, der Ruhr, der Cholera, aber auch vom Rheumatismus und verschiedenen Fiebererscheinungen ist die Rede, um hier nur eine kleine Auswahl zu treffen.

Noch prägender als durch seine Vorlesungen wirkte der praktisch denkende Professor durch das, was er ablehnte, auf seine Studenten. In Ermangelung von echten Erkenntnissen bemächtigten sich damals allerlei romantische Kulte und auf Spekulationen gestützte Meinungen der Medizin, besonders in Deutschland, aber auch anderswo. Es soll hier nur eines dieser Denksysteme erwähnt werden, das nach dem englischen Arzt John Brown (1735–1788) »Brownianismus« genannt wurde. Die gesamte Therapie reduzierte sich nach dieser Lehre auf die Gabe anregender oder dämpfender Arzneimittel<sup>7</sup>. Dieser offensichtliche Unsinn wurde besonders von Hufeland bekämpft, aber auch von Professor J. C. Stark, einem anderen Lehrer Christian Friedrichs in Jena. Bei dem zuletzt genannten hörte er eine Vorlesung über das »Brownsche System«. Sein Lehrer in Anatomie war Professor Justus Christian Loder, der zu dieser Zeit Prorektor der Universität war. Am Ende des 18. Jahrhunderts galt die Universität Jena als Hochburg der Aufklärung. Der leitende Kopf bei der Regierung in Weimar war Goethe, bedeutende Professoren hatten Lehrstühle inne. Friedrich Schiller und Johann Gottlieb Fichte gehörten der philosophischen Fakultät an, 1798 kam der 23jährige Philosophieprofessor Friedrich Wilhelm Joseph Schelling dazu, der auf Empfehlung Goethes nach Jena berufen wurde. Er und sein Kollege, der bedeutende Kenner der arabischen Sprachen Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, hatten das Tübinger Stift durchlaufen und waren dort Schüler von Professor Christian Friedrich Schnurrer gewesen. Die Physik vertrat zu dieser Zeit Professor Lorenz Johann Daniel Succow, der bereits 1795 in das Stammbuch eines Studenten die visionären Worte schrieb: »Freiheit ist die Seele der Staaten«<sup>8</sup>. Auch er war ein Lehrer Christian Friedrichs.

Natürlich war Jena nicht nur eine fortschrittliche, sondern auch eine unruhige

7 Shryock, *Ackerknecht* (wie Anm. 3. 4).

8 Richard Keil und Robert Keil: *Geschichte des Jenaer Studentenlebens* (1548–1858). Leipzig 1858.

Stadt. Im Sommer 1792 hatten Studenten, die verschiedenen Landsmannschaften und Orden angehörten, ihrer Unzufriedenheit durch Tumulte Luft gemacht. Man war nicht gewillt, das strenge Verbot der Orden hinzunehmen, es ging aber auch allgemeiner um mehr akademische Freiheit und sogar darum, die überhand nehmenden Duelle durch Ehrengerichte einzudämmen. Die Regierung in Weimar war mißtrauisch und natürlich in allem anderer Meinung; auch ein Gespräch mit dem Minister Goethe ließ für die Studenten nicht viel Gutes erhoffen. Als Truppen in Jena einrückten, verließen viele die Stadt und zogen sich in das ungefähr 5 km westlich von Weimar gelegene kurmainzische Dorf Nohra zurück, um von dort aus nötigenfalls in Erfurt weiterstudieren zu können. So unzufrieden viele Studenten mit der deutschen Kleinstaatserei damals waren, so sehr kam auch manchen zustatten, daß die Ärme der Verwaltung und der Polizei aus diesem Grunde nur sehr kurz waren. Nach zähen Verhandlungen mit der Regierung kehrten die Studenten nach Jena zurück, um ihre Studien fortzusetzen.

Es herrschte also im Jahre 1797 Ruhe in Jena, als Christian Friedrich dort eintraf, aber es war nur eine scheinbare Ruhe. Die Studenten waren weiterhin aktiv, ihr Wunsch nach mehr Freiheit war keineswegs eingeschlafen. Es kam immer wieder zu Auseinandersetzungen, beispielsweise, wenn mehr als 300 Studenten nach 10 Uhr abends auf dem Marktplatz das Räuberlied ihres hochverehrten Professors sangen: »Ein freies Leben führen wir...«. Es konnte dann vorkommen, daß ein Trupp Miliz, bei den Studenten auch Schnurren genannt, versuchte, den Haufen zu zersprengen. Das führte natürlich nur zu einer weiteren Erhitzung der Gemüter: Scheiben gingen zu Bruch, die Schnurren wurden verhöhnt. Säbel- und Stockhiebe wurden mit Pistolenschüssen beantwortet, Rufe erschollen: Licht weg! Bursche raus! Vivat die akademische Freiheit, preat der Senat und der Prorektor! Am anderen Tag erfolgte dann eine Untersuchung des Vorfalls durch eine herzogliche Kommission, und dann verlief meistens alles im Sande.

Christian Friedrich schloß sich in Jena dem Amicistenorden an. Dieser war aus der Moselaner Landsmannschaft hervorgegangen und in Anlehnung an den Orden der Freimaurer organisiert. Geheimzeichen, vertrauliche Händedrucke und strenge Ordensregeln verbanden die Amicisten miteinander. Schöne, edle Handlungen, Freundschaft, Rechtschaffenheit, wahre Aufklärung, Patriotismus, solide Gelehrsamkeit, vollkommene Schätzung der menschlichen Freiheit und ähnliches, das waren die Ideale, denen sich die jungen Leute durch einen Eid verpflichteten. Von Duellen, von Alkoholgenuß, von lockeren Beziehungen zum anderen Geschlecht und von überzogen selbstbewußtem Auftreten in der Öffentlichkeit war in diesen Statuten nicht die Rede, und doch waren es gerade diese Dinge, sowie die allzeit wachen Anstrengungen der Obrigkeit, sie zu unterdrücken, die in Jena den studentischen Alltag bestimmten<sup>9, 10</sup>. Eintragungen von Studenten in die Stammbuchblätter ihrer Freunde aus diesen Jahren sprechen für sich selbst:

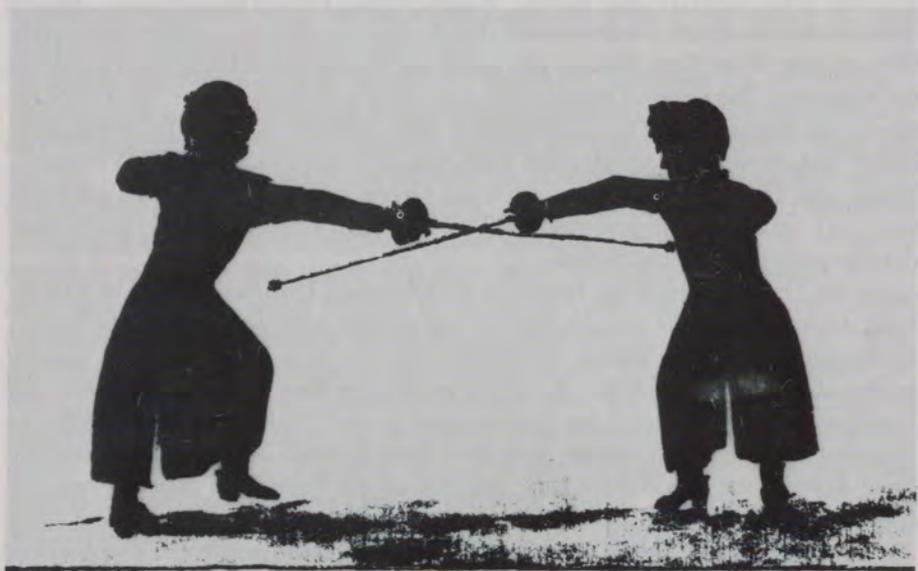
9 *Otto Götze*: Die Jenaer akademischen Logen und Studentenorden des 18. Jahrhunderts, Verlag Frommannsche Buchhandlung 1932; *Keil* (wie Anm. 8).

10 *Keil* (wie Anm. 8).

Dogmatik im Kopf, ein Mädchen im Arm,  
das eine macht gelehrt, das andre macht warm.

oder  
Es lebe jeder deutsche Mann,  
der seinen Rheinwein trinkt  
so lange er's Gläschen halten kann,  
und dann zu Boden sinkt.

Die Verteidigung seiner Ehre mit dem Florett, aber auch Bestimmungsmensuren, spielten bei Christian Friedrich eine besondere Rolle. Es ist nicht bekannt, wie oft er sich duelliert hat, aber es muß häufig gewesen sein. Zusammen mit seinen Amicistenfreunden soll er wahre Schlachten geschlagen haben. Seinen Aufzeichnungen ist zu entnehmen: *Lenz wird von G. erstochen.*



*Friedrich Wilhelm Bauer und ein Freund beim Fechten*

Auf einer anderen Seite des Tagebuches sieht man die Zeichnung eines langen Säbels und daneben eine fast abgehauene Hand. Auch ein recht gelungenes Tuschebildchen existiert von ihm: *Friedrich Wilhelm und ein Freund*. Hier sieht man seinen Bruder bei Florettübungen. Obwohl die Waffen vorne abgestumpft waren, kamen in Jena damals immer wieder Todesfälle bei Duellen vor.

Der Pastorensohn aus dem behaglich-engen Weikersheim hatte sich inzwischen zu einem selbstbewußten jungen Mann entwickelt. Seinem Ordensbruder Johann Friedrich Weißmann aus Hohenlohe schrieb er am 18. September 1797 in das Stammbuch:

»Laß Lieb und Freundschaft Dich beglücken,  
was kann Dein Glück noch mehr erhöhen,  
die Liebe schafft der Nacht Entzücken,  
die Freundschaft macht die Tage schön.«

Nach den sonst in den Alben zu findenden etwas derben Beschreibungen von Genüssen aller Art und den Aufforderungen, sich ihnen hinzugeben, kommen einem diese jugendlich-romantischen Verse fast ein wenig lyrisch vor.

An einer Demonstration subtilerer Art als auf dem Marktplatz in Jena war Christian Friedrich in Weimar beteiligt. Es war ein Vorrecht der Studenten aus der Nachbarstadt, bei der Aufführung der »Räuber« das Räuberlied mitsingen zu dürfen. Bei einer solchen Gelegenheit – es sei dahingestellt, wie der »Gesang« der jungen Leute wohl geklungen haben mag – kam es zu einem Zusammenstoß mit Goethe, der sich in seiner Intendantenloge erhob und die Worte ins Parterre richtete: *Man schweige hier unten!* Wegen dieser Einschränkung ihrer Rechte drohten die Studenten wieder einmal damit, Jena zu verlassen, wenn ihnen keine Genugtuung widerführe. Goethe gab nach, das Räuberlied erklang auch weiterhin im Weimarer Theater<sup>11</sup>. Theaterstörungen wurden damals seitens der Behörden sehr ernst genommen. Der Rädelsführer einer anderen solchen Demonstration bekam auf Anweisung des Herzogs Karl August sogar einen scharfen Verweis<sup>12</sup>. Wegen des Theatervorfalles, aber auch auf Grund dessen, was noch zu schildern sein wird, setzte sich ein gewisser Groll bei Christian Friedrich gegen Goethe fest, der ihn auch später nicht verließ.

Auch der Dichter behielt die Jahre der studentischen Unruhen lebhaft in Erinnerung: *In Jena und Halle war die Rohheit aufs höchste gestiegen, körperliche Stärke, Fechtergewandtheit, die wildeste Selbsthilfe, war dort an der Tagesordnung; und ein solcher Zustand kann sich nur durch den gemeinsten Saus und Braus erhalten und fortpflanzen. Das Verhältnis der Studierenden zu den Einwohnern jener Städte, so verschieden es auch seyn mochte, kam doch darin überein, daß der wilde Fremdling keine Achtung vor dem Bürger hatte und sich als ein eigenes, zu aller Freiheit und Frechheit privilegiertes Wesen ansah. Dagegen konnte in Leipzig ein Student kaum anders als galant seyn, sobald er mit reichen, wohl und genau gesitteten Einwohnern in einigem Bezug stehen wollte*<sup>13</sup>.

Es mag heute verwunderlich erscheinen, wie stark damals Äußerungen studentischen Übermutes beachtet wurden: Der Herzog persönlich kümmerte sich darum, sein Minister kritisierte sie Jahre später in seinen Memoiren und ein Betroffener bewahrte die Erinnerungen daran ein Leben lang. Sicherlich sahen alle Beteiligten viel mehr dahinter, die einen wollten Freiheit, den anderen waren solche Wünsche unheimlich.

Im Februar 1798 traf Christian Friedrich ein Schlag, der seine anderen Erlebnisse

11 Gertrud Bauer: Lebenslauf vom Oberamtsarzt C. F. Bauer. Unveröffentlicht, 1934.

12 Götz (wie Anm. 9).

13 J. W. v. Goethe: Wahrheit und Dichtung, 6. Buch, Cotta 1866.

in Jena unwesentlich erscheinen lassen sollte. Alle studentischen Orden waren nämlich seit einiger Zeit verboten und wurden unbarmherzig von den Behörden verfolgt. Die Amicisten schmückten sich zu Christian Friedrichs Zeiten mit dem Beinamen »Zu den 2 Schwertern«. Sie begeisterten sich für die französische Revolution und für den Sieg der französischen Waffen. Alle übrigen Merkmale des Ordens waren in den neunziger Jahren starken Schwankungen unterworfen. Auf Zeiten, in denen die Mitglieder ihre idealistischen Statuten in den Vordergrund stellten, folgten solche, auf die Goethes Beschreibung der Jenaer Zustände nur unvollkommen zutraf: Rohe Rauflust, Duelle und ein unglaublicher Bierkonsum kennzeichnen die »Ideale« der Logenbrüder einer solchen Phase. Natürlich hätte das alles schon zu einem Verbot gereicht, es kam aber noch etwas dazu, was den Verfolgungseifer der Behörden anstachelte. Dieses war der von den Ordensbrüdern zu schwörende Eid, der über jedem anderen Eid stehen sollte und Ordensverbindlichkeiten über andere Pflichten stellte. Man sah darin eine Verwirrung moralischer Begriffe, aber hinter allem stand die Furcht vor einem in eine Revolution einmündenden Freiheitswillen.

Zu Beginn des Jahres 1798 berichtete der Prorektor, Professor J. C. Loder, nach Weimar, daß die Mitglieder des Amicistenordens nunmehr bekannt seien und daß ihr Orden wegen »besonderer Schändlichkeit zu verwerfen sei«. Hierauf folgte der Prozeß: 12 Mitglieder wurden am 10. Februar 1798 relegiert, 5 inzwischen ausgetretene Mitglieder sollten straflos ausgehen, unter ihnen Johann Lorenz Wibel aus Schwäbisch Hall, ein weitläufig Verwandter von Christian Friedrich. Während elf relegierte Studenten Jena sofort verließen, hielt sich Christian Friedrich in der Stadt jede Nacht bei einem anderen Kommilitonen auf, um die Behörden an der Nase herumzuführen. Selbst in dieser Zeit haben noch Duelle stattgefunden. Aber im März wurde er von 12 Schnurren, 3 Häschern und 2 Pedellen ausgehoben und von 2 reitenden und einem fahrenden Husaren nach Weimar gebracht. Christian Friedrich gab zunächst nicht auf, er schrieb an den Herzog einen Brief, aber alles nützte natürlich nichts. Tagsüber wurde er von verschiedenen Kommissionen verhört, abends teilte er sein Zimmer mit einer Wache. Zuletzt wurde er, unter Androhung einer Haftstrafe auf der Wartburg, des Landes verwiesen.

Die in lateinischer Sprache abgefaßte, sorgfältig gedruckte, von Professor Justus Christianus Loder unterzeichnete Relegationsurkunde galt für alle deutschen Universitäten und wurde dementsprechend an alle deutschen Universitäten versandt.

Von März bis September 1798 hielt sich Christian Friedrich bei seinen Eltern und Geschwistern in Weikersheim auf und befaßte sich mit privaten Studien. Ganz sicher ist, daß er die Tragweite der Relegation erfaßte, aber dennoch nicht resignierte, sondern Pläne schmiedete, um aus seiner schwierigen Lage herauszukommen. Sein inzwischen 29jähriger Bruder Friedrich Wilhelm war vor Jahren auch ein Fechter gewesen, nun war er aber wegen einer chronischen Krankheit auf Familienpflege in Weikersheim angewiesen. Mit dessen Papieren reiste Christian Friedrich am 24. September nach Marburg, wo er sich am 8. Oktober 1798 als

»Fridericus Guilielmus Bauer« immatrikulierte. Seine klinische Ausbildung ging weiter, dazu hörte er auch eine Vorlesung bei Professor Busch über Tierarzneikunde. Sein besonderer Fleiß in Marburg wurde ihm im April 1800 von Prof. Michaelis testiert.

Im Mai 1800 wechselte er an die Universität Würzburg, wo er bei zwei bedeutenden Professoren seine Kenntnisse in praktischer Medizin erweitern und vertiefen konnte. Carl Caspar Siebold (1736–1807) lehrte damals die beiden Fächer Anatomie und Chirurgie. Er hatte dazu beigetragen, dem Chirurgenstand zu neuem Ansehen zu verhelfen. Der Sohn von Carl Caspar, Elias Siebold (1775–1828), war zu derselben Zeit Professor für Entbindungskunst in Würzburg. Er wurde später ein richtungsweisender Gynäkologe.

Auch in Würzburg ließ er sich als Friedrich Wilhelm Bauer einschreiben, im Kreise seiner Studienkollegen trat er aber unter seinem richtigen Namen auf. In den Würzburger Stammbuchblättern tauschte er mit dem Subsenior der Hohenlohischen Landsmannschaft, Wilhelm Denninger, in geschwollenem Stil verfaßte Reime aus, die der Freundschaft dienen sollten<sup>14</sup>. Es existierte also in Würzburg eine Hohenlohische Landsmannschaft und ihr gehörte Christian Friedrich an. Das Wappen dieser Vereinigung zeigte 2 gekreuzte Schwerter, und genau das gleiche Wappen hatte Christian Friedrich dem Gedicht für seinen Freund Weißmann von 1797 beigefügt. Die Amicisten »Zu den 2 Schwertern« und die Hohenloher Landsmannschaft bedienten sich somit des gleichen Erkennungszeichens. Der Orden war, wie der Name sagt, ein Orden der Freundschaft, und diese wird in den beiden Stammbucheintragungen beschworen. Die Vermutung, daß Christian Friedrich in Würzburg die Aktivitäten aus seiner Jenaer Zeit fortgesetzt hat, drängt sich hier auf.

Mit einer Arbeit »De Dyspepsodynia« promovierte Christian Friedrich am 3. August 1801 zum Dr. med. Er suchte sich hierzu die Universität Erfurt aus, wohin ihn nicht bedeutende akademische Lehrer zogen, sondern die »Wohlfeilheit«, wie er in seinem später geschriebenen Lebenslauf bekannte.

Der junge Doktor arbeitete dann noch 6 Wochen lang unter den Professoren Marcus und Röschland als Assistent an einem Hospital in Bamberg. Mit 26 Jahren erhielt er im Juni 1802 vom regierenden Fürsten von Hohenlohe die Genehmigung, sich als praktischer Arzt in Ingelfingen niederzulassen.

#### *Als Arzt in Ingelfingen und in Mergentheim*

Die materielle Lage der jungen Intelligenz in Deutschland zu Beginn des 19. Jahrhunderts war nicht gut. Bei der starken politischen Aufsplitterung existierten so viele ererbte Rechte und Vorrechte, daß es ein selbstbewußtes, sich auf Leistung stützendes Bürgertum kaum gab. Eine gewisse wirtschaftliche Rückständigkeit war die Folge, und entsprechend schwer hatten es Berufsanfänger nach einem akade-

<sup>14</sup> Dr. Otto Denecke: Würzburger Stammbuchblätter von 1801 (1933). Universitätsbibliothek Würzburg.



*Christian Friedrich Bauer (1776–1838)*

mischen Studium. Über die »Dienstvergebung« ließ sich ein Anonymus im Jahre 1791 wie folgt aus: *Herrscht noch in einem Punkt die schrecklichste Ungerechtigkeit: So ist dies bei Vergebung der Ämter. Man verkennt das Schreckliche der Sache, weil man die Verleihung von Ämtern als bloße Begnadigung ansieht und dies Vorurteil der barbarischen Zeit des Despotismus der Regenten abgeborgt hat. Kein Schuster, kein Schneider, keiner der geringsten Handwerksleute darf besorgt seyn, wenn er sein Handwerk gelernt hat, in irgend einer Stadt auf dieses sein Handwerk sein Brod zu finden und nur der Studierende kann oft in einem ganz großen Reich bis ans End seiner Tage hoffen, in den Wirkungskreis versetzt zu werden, wo er allein nuezlich seyn und sein Brod verdienen kann.*<sup>15</sup>

Die Bestallungsurkunde für Dr. Christian Friedrich atmet ganz diesen Geist: *Des Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich Ludwig, regierenden Fürsten zu Hohenlohe, Grafen von Gleichen und Hochfürstlichen Durchlaucht haben dem H. Doktor Christian Friedrich Bauer von Weikersheim die gnädigste Erlaubniß erteilt, sich hier etablieren und in dem hiesigen Lande praktizieren zu dürfen, und zugleich gnädigst befohlen, daß derselbe auf die hiesige Medicinal Ordnung behörig verpflichtet und Ihm gegenwärtiges Dekret zu seiner Legitimation eingehändigt werde.*

*Urkundlich des hiesig fürstlichen Regierungssiegels und der Unterschrift,*

*Ingelfingen den 2. Juny 1802*

Christian Friedrich muß schon in jungen Jahren eine angeborene Würde des Auftretens gehabt haben, die jedes Zunahetreten abwehrte. Als er dem Fürsten seine Aufwartung machte, redete ihn dieser, entgegen seiner Gewohnheit nicht mit »Er«, sondern mit »Sie« an. Über den Grund befragt, soll er sich geäußert haben: *Ich fürchtete, wenn ich zu ihm »Er« sage, so sagt er zu mir »Du«*<sup>16</sup>.

Dr. Bauer hatte nicht die Absicht, längere Zeit in Ingelfingen zu praktizieren. Ihn interessierte das Physikat in Künzelsau, aber die Aussichten, es zu erlangen, wurden getrübt, als das Fürstentum Hohenlohe 1806 unter württembergische Hoheit kam. Er ließ sich deshalb in Stuttgart noch einmal examinieren. Im Herbst kam er als provisorischer Physikus nach Künzelsau und im März 1814 als Oberamtsarzt nach Mergentheim.

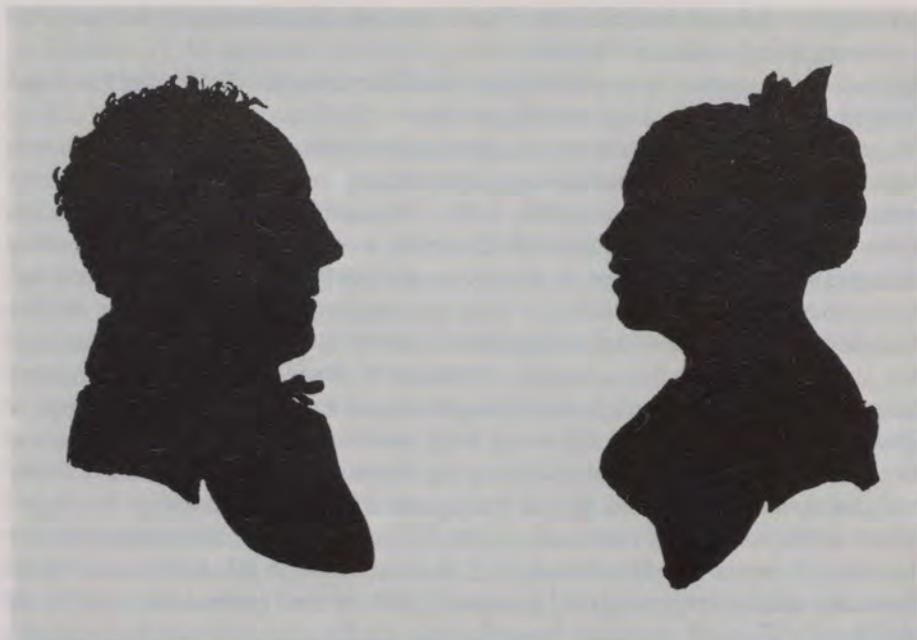
Am 10. 8. 1813 hatte Bauer Karoline Sophie Katharine Landbeck geheiratet. Sie war die am 27. 3. 1788 in Neuenstein geborene Tochter des Vesperpredigers, später Pfarrers Friedrich Gottlieb Landbeck und seiner Frau Sophie Susanne, geb. Rößle. G. Wunder gibt in<sup>17</sup> eine Genealogie dieser Familien.

Ein Mensch mit wissenschaftlichen Interessen sollte mit 40 Jahren eine seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung gefunden haben. Hinter ihm liegt dann eine für die Ausbildung und für die Sammlung von Erfahrungen ausreichende Zeit, vor

15 H.-W. Engels: Materialien zur sozialen Lage der Intelligenz in Deutschland 1770–1800. Aus: G. Mattenklott, K. R. Scherpe (Hrsg.): Demokratisch-revolutionäre Literatur in Deutschland: Jakobinismus, Scriptor Verlag 1975.

16 Gertrud Bauer (wie Anm. 11).

17 Wunder (wie Anm. 2).



*Christian Friedrich und Karoline Sophie Katharine Bauer, geb. Landbeck*

ihm liegen Jahre, in denen seine Kreativität und sein Fleiß Früchte bringen können. Als Bauer sein Amt in Mergentheim antrat, war er beinahe 38 Jahre alt, ein neuer Abschnitt seines Lebens lag vor ihm, verbunden mit neuen Aufgaben und Anforderungen.

Die Pflichten, die ein Oberamtsarzt zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte, waren in zahlreichen Vorschriften festgelegt<sup>18</sup>. Über seine Tätigkeit hatte er seinem Oberamt zu berichten, dieses leitete weiter an das Medizinal-Collegium in Ludwigsburg oder an das Ministerium des Innern. Die vom Medizinal-Collegium geführten Diarien in der Zeit von 1814–1838 geben einen Einblick in die Arbeit des Mergentheimer Oberamtsarztes; über zahlreiche Vorkommnisse wurde berichtet: Masern, Nervenfieber, Blattern, Ruhr, Scharlach und andere zu Epidemien führende Krankheiten traten auf, gegen Pocken wurde geimpft, Geburtstabellen wurden eingereicht. Auch Tierseuchen wurden beobachtet, z. B. Milzbrand bei Schweinen. Ebenfalls über Verwaltungsmaßnahmen und Personalangelegenheiten geben die Diarien Auskunft<sup>19</sup>.

Dem Oberamtsarzt war es erlaubt, neben seiner offiziellen Tätigkeit auch Privat-

18 Dr. V. A. Riecke: Das Medizinalwesen des Königreichs Württemberg unter systematischer Zusammenstellung der dasselbe betreffenden Gesetze, Verordnungen, Verfügungen, Normalerlasse etc., Stuttgart 1856.

19 Staatsarchiv Ludwigsburg E 162 I-II.

patienten zu behandeln. Daten über Naturmerkwürdigkeiten und Naturereignisse in seinem Bezirk sollte er sammeln.

Bauers Anfangsgehalt betrug 450 Gulden pro Jahr, dazu 198 Gulden für Pferd und Wagen und 20 Gulden für Schreibmaterialien.

Es gelang ihm rasch, in seinem neuen Bezirk Fuß zu fassen. Mit den Augen eines vielseitigen Naturwissenschaftlers und eines interessierten Laien machte er Beobachtungen und sammelte, was ihm auffiel. Schon im Oktober 1814 konnte das Oberamt nach Ludwigsburg über die Gründung einer botanischen Gesellschaft in Mergentheim berichten. Hieran war Bauer maßgeblich beteiligt. Zusammen mit sechs anderen Autoren verfaßte er 1816 eine umfangreiche Arbeit: »Etwas über Standorte und Blütezeit der in den Fürstentümern Hohenlohe und Mergentheim bis jetzt entdeckten wildwachsenden Pflanzen«<sup>20</sup>. Dieses Thema sollte ihn noch lange beschäftigen. Er fertigte neun dicke Bände im Kanzleiformat an, in denen er Pflanzenabdrücke sorgfältig colorierte, nach dem Linnéschen System ordnete und mit Angaben über den Standort versah. Das nicht veröffentlichte Werk befindet sich im Familienbesitz. Nicht nur botanische Fragen interessierten ihn neben seiner amtlichen Tätigkeit in diesen Jahren: Säugetiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insekten, Würmer und Mineralien wurden gemeinsam mit gleichgesinnten Freunden untersucht, wenn möglich, gesammelt und in eine systematische Ordnung gebracht<sup>21</sup>. Die umfangreichen Sammlungen, die Bauer später hinterließ, gingen auf diese Bemühungen zurück.

In Stuttgart wurde die Tätigkeit des Oberamtsarztes beachtet. Im April 1818 sprach ihm das Medicinal-Collegium beim Innenministerium für seine Amtsführung und für seinen wissenschaftlichen Eifer eine schriftliche Anerkennung aus.

Als Bauer nach Mergentheim kam, waren erst 5 Jahre vergangen, seit Napoleon den in der Stadt residierenden und sie prägenden Deutschen Orden aufgelöst hatte. Mergentheim und seine Umgebung kamen unter die Herrschaft Württembergs: 1809 hatten die Soldaten des Stuttgarter Königs in der rebellischen Stadt mit fester Hand Ordnung geschaffen und dadurch viel böses Blut bei der katholischen Bevölkerung hervorgerufen. Bauer war einer der ersten evangelischen Beamten in einem Ort, in dem konfessionelle Gegensätze immer noch Haß hervorriefen. Als seine Schwiegermutter, Frau Susanne Sophie Landbeck, geb. Rössle, am 15. Mai 1815 starb, konnte sie nur mit einer besonderen behördlichen Anordnung auf dem Mergentheimer Friedhof beerdigt werden. Ihr Grab wurde kurz danach von Unbekannten dem Erdboden gleichgemacht, die Friedhofskapelle, in der der evangelische Trauergottesdienst stattgefunden hatte, wurde neu geweiht<sup>22</sup>.

Vielleicht hat das Leben in einer anders denkenden Umwelt Bauers Interesse an Menschen geweckt, die sich als Minderheit zusammengehörig fühlten. Im Jahre 1821 schrieb er einen Aufsatz »Die Israeliten in Mergentheim«, der 47 Jahre später

20 Mergentheim bei J. G. Thomm 1816.

21 Ebd.

22 Rocholl (wie Anm. 6).

von seinem Sohn Hermann publiziert wurde<sup>23</sup>. In dieser Arbeit faßte er seine vom 13. bis zum 19. Jahrhundert reichenden historischen Untersuchungen zusammen. Auch in Mergentheim hatten im Mittelalter grausame Judenverfolgungen stattgefunden, aber die Stadt verschaffte sich einen Schutzbrief, um einer Strafe hierfür zu entgehen. Hierzu Christian Friedrich Bauer: *Auf welchem Weg sich die Bürger von hier diesen Schutzbrief von dem geldbedürftigen Kaiser zu beschaffen wußten, steht nirgends geschrieben, indessen muß er ihren Wünschen vollkommen entsprochen haben, da sie noch in demselben Jahre die Frechheit hatten, an der allgemeinen Judenverfolgung, welche 1336 durch ganz Franken statt hatte, sehr thätigen Anteil zu nehmen.*

In Mergentheim befand sich 1821 ein Oberrabinat, das 96 jüdische Familien hier und in den umliegenden Orten betreute.

In der Ingelfinger Zeit hatte Bauer einen jüdischen Patienten, um den er sich besonders intensiv kümmern mußte. Auch dieses Erlebnis kann dazu beigetragen haben, sich mit der örtlichen Geschichte der Juden zu beschäftigen.

Ein weiteres Interessengebiet Bauers waren die in Franken und in Schwaben reichlich vorhandenen Ritterburgen. Beiträge zu diesem Thema aus seiner Feder findet man in dem Werk von Friedrich Gottschalk<sup>24</sup>. Die berühmte Stuppacher Madonna von Matthias Grünewald entdeckte er für sich und seinen Kreis in einer Zeit, als man ihre Bedeutung noch nicht richtig einschätzte. Er kannte das Werk genau und schickte bei jeder Gelegenheit seine Kinder, Gäste und Patienten nach Stuppach.

Schon bald nach dem Eintreffen in Mergentheim suchte Bauer nach einem eigenen Haus, das etwas abgelegen sein, viel Raum bieten und einen Garten haben sollte. Er fand im Krametsgäßle Nr. 7, was er suchte, ein stattliches, in der Mitte des 17. Jahrhunderts errichtetes Gebäude, auf stabilen Gewölben ruhend, mit einem ausreichend großen, von der Gasse abgewandten Grundstück. Dieses Anwesen sollte 50 Jahre lang der wachsenden Familie zur geliebten Heimat werden. Als »Doktorhaus« hat es sogar einen bescheidenen Platz in der Literatur gefunden. Die Schriftstellerin Marie Bauer, jüngste Tochter des Oberamtsarztes, hat ihrem Elternhaus in ihren Erinnerungen ein kleines Denkmal gesetzt<sup>25</sup>.

Bald bevölkerte eine Kinderschar das Haus im Krametsgäßle: Am 19. 9. 1814 kam Hermann zur Welt. Vier weitere Söhne, die nach ihm geboren wurden, starben schon im Kindesalter: 1821 kam eine Tochter Bertha dazu und 1823 wieder ein Sohn, Bernhard. Die Töchter Emma und Marie wurden 1825 und 1828 geboren<sup>26</sup>. Das Leben der Familie in Haus und Garten wird von einigen Nachkommen Bauers so geschildert, als ob sich vieles im Biedermeierstil zugetragen hätte<sup>27</sup>. Nicht wenig mögen die talentvollen Zeichnungen von Bernhard Bauer hierzu beigetragen

23 Württembergisch Franken, Jg. 8, Heft 1 (1868).

24 *Friedrich Gottschalk*: Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands, Bd. 1–9, Halle 1810–1935.

25 *Marie Bauer*: Aus dem Leben eines Nestkegels, Jugendblätter 1886.

26 *Bauer* (wie Anm. 2).

27 *Marie Bauer* (wie Anm. 25), *Rocholl* (wie Anm. 6).

haben. Aber die Wirklichkeit sah vermutlich anders aus. Der Oberamtsarzt war sehr beschäftigt, selbstbewußt, von scharfem Verstand, witzig, dabei reizbar und manchmal zum Jähzorn neigend. In seinen Mußestunden entspannte er sich gern beim Flötenspiel.

Einen solchen Mann kann man sich schwerlich im Kreise seiner Kinder in der Gartenlaube vorstellen. Die Älteren hat er mit harter Hand erzogen, bei den Jüngeren hatte sich sein Eifer etwas gelegt. Besser in das überlieferte Bild paßt seine 12 Jahre jüngere Frau. Sie war von grenzenloser Güte und Hilfsbereitschaft. Unter der schroffen Gradlinigkeit ihres Mannes hat sie oft gelitten.

Als in Mergentheim die bereits erwähnte botanische Gesellschaft ins Leben gerufen wurde, gehörte Bauer zu ihren Gründungsmitgliedern. Auch im »Verein für Vaterlandskunde« betätigte er sich aktiv. Die »Wetterauische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde« ernannte ihn 1817 zum korrespondierenden Mitglied. Ein Jahr später wurde er Ehrenmitglied des »Landwirtschaftlichen Vereins« in Stuttgart. Die berühmte »Senckenbergische naturforschende Gesellschaft« in Frankfurt nahm ihn 1821 in ihren Reihen auf.

### *Die Entdeckung der Mineralquellen*

So hätte das Leben des inzwischen beinahe 50jährigen weitergehen können: Ein geachteter Oberamtsarzt mit naturwissenschaftlichen und historischen Interessen, ein Empfänger zahlreicher Ehrungen bereitet sich in einer gemütlichen Kleinstadt im Kreise seiner großen Familie auf sein Alter vor. Aber alles verlief anders.

Am 13. Oktober 1826 traten verschiedene Ereignisse ein, von denen jedes einzelne ohne tiefere Bedeutung war, die aber zusammengenommen starke Auswirkungen auf Mergentheim, seine Bewohner, insbesondere aber auf den Oberamtsarzt haben sollten. Die Tauber hatte nach langer Trockenheit einen so niedrigen Stand erreicht, daß an einem Steilhang eine sonst überflutete Sickerquelle zum Vorschein kam. Zufällig weidete der Schafhirte Franz Gehrig seine Tiere in der Nähe und zufällig beobachtete er, daß sich die Schafe um die Quelle drängten und gierig schlürften. Er kostete selbst von dem Wasser, fand es bitter salzig und war sich offenbar rasch über die Bedeutung dieser Geschmacksprobe im klaren; jedenfalls meldete er alles sofort beim Stadtrat. Am Nachmittag besichtigten der Stadtschultheiß Anton Kober, einige Stadträte und Dr. Bauer die Quelle. Die allererste vorläufige Untersuchung führte zu einem sehr befriedigenden Ergebnis. Noch am selben Tage wurde 10 Schritte landeinwärts von der Sickerquelle ein Loch gegraben, das sich rasch mit Mineralwasser füllte. So stand Material für chemische Analysen, aber auch schon für eine private Verwendung zur Verfügung.

Sechs Wochen nach der Entdeckung des Schäfers Gehrig, am 1. Dezember 1826, legte Dr. Bauer dem Königlichen Oberamt den ersten Bericht über die Quelle vor, die später den Namen »Wilhelmsquelle« erhalten sollte. Orientierende qualitative Analysen hatte er selber durchgeführt: Keine alkalische oder saure Reaktion auf Lackmuspapier, starke Trübung mit Seifenlösung, was auf Calciumionen hindeu-

tet. Kräftiger, sich am Licht dunkel verfärbender Niederschlag mit Silbernitratlösung, ein Hinweis auf Halogenide.

Eine vorläufige quantitative Analyse des Provisors Schütz von der Mergentheimer Apotheke führte zu einem Ergebnis, das von den Professoren Gmelin und Sigwart in Tübingen, anderen Professoren und später (1853) von Professor Justus von Liebig und auch von zeitgenössischen Analytikern natürlich nicht in Einzelheiten, jedoch prinzipiell bestätigt werden konnte: Die vorherrschenden Kationen des Mineralwassers sind Natrium und Calcium, die vorherrschenden Anionen Sulfat, Chlorid und Hydrocarbonat. Eisen kommt im Mineralwasser nur spurenweise vor, ein deshalb überraschendes Ergebnis, weil es Dr. Bauer sofort aufgefallen war, daß die Umgebung der Quelle durch ausgefallenes Eisenoxid braungelb verfärbt war.

Über mögliche medizinische Anwendungen des Mineralwassers ließ sich Bauer wie folgt aus: *Die nächste Wirkung auf den Genuß dieses Wassers ist nach meiner eigenen und anderer Erfahrung: Auf 2–3 Schoppen – laxierend, woraus sich vorläufig schließen läßt, daß überhaupt seine Wirkung auf den lebenden Organismus abstauend, auflösend und ausführend und eben deswegen auch in vielen Krankheiten sehr kräftig und heilsam seyn dürfte.*

Sein Bericht schließt mit dem Satz: *Vorläufig wäre auch, meiner ohnmaßgeblichen Meinung nach, dem Entdecker eine angemessene Erkenntlichkeit auszumitteln!*

Die Mineralquelle konnte an der Stelle, an der sie gefunden worden war, aus geologischen Gründen und wegen der unmittelbaren Nähe des Flusses nicht mit System ausgebeutet werden. Dr. Bauer riet zum Nachgraben der Quelle und bot an, die Leitung dieser Arbeiten zu übernehmen, was vom Stadtrat am 14. 12. 1826 mit »innigstem Dank« angenommen wurde. Es begannen zusammen mit auswärtigen Fachleuten mühevolle, zunächst wenig erfolgreiche Arbeiten, die von A. Renz in seiner »Geschichte des Heilbades Mergentheim«<sup>28</sup> geschildert werden. Auch zu Differenzen muß es in dieser Zeit gekommen sein, als der Stadtrat dem Oberamtsarzt Langsamkeit in der Berichterstattung und Inkompetenz vorwarf, allerdings, wie sich sehr bald herausstellen sollte, zu Unrecht. Aber Bauer war nicht der Mann, der solche Vorwürfe stillschweigend einsteckte. Die Angriffe auf ihn sind aktenkundig, seine Reaktion darauf ist in Familienaufzeichnungen überliefert<sup>29</sup>: Er betrachtete es als seine Hauptaufgabe, den widerspenstigen Gemeinderat – von ihm als *kurzsichtige Starrköpfe* bezeichnet – für die Gründung eines Heilbades zu gewinnen. Bis zu seinem Tode hat er das Bad als sein eigentliches Lebenswerk betrachtet.

Im August 1828 entdeckte man eine weitere Quelle, die ungefähr doppelt so reich an Mineralsalzen war wie die Wilhelmsquelle (wobei die vorherrschenden Ionen sich entsprachen). Sie lag 300 Schritte östlich von der Wilhelmsquelle und erhielt den Namen *Karlsquelle*. Der Oberamtsarzt hatte am 10. September 1828 dem Stadtrat über die geradezu sensationelle Entdeckung berichtet. Eine im Zusam-

28 G. A. Renz: Geschichte des Heilbades Mergentheim. Bad Mergentheim 1938.

29 Bauer (wie Anm. 11).

menhang mit diesen Arbeiten gemachte Beobachtung muß den historisch interessierten Mann fasziniert haben. Die Arbeiter stießen in einer Tiefe von 10–12 Fuß auf Reste von Tongefäßen, die teilweise geschmackvoll verziert waren, außerdem fanden sie Holzkohlen und Knochen sowie Geweihreste verschiedener Säugetiere. Alles deutete darauf hin, daß sich bereits in der Bronzezeit Menschen an dieser Stelle aufgehalten hatten. Die Quelle mußte das lebensnotwendige Kochsalz geliefert haben. Eine primitive Kochsalzgewinnung hatte vermutlich darin bestanden, daß man das Quellwasser über erhitzte Steine goß. Das Wasser verdampfte und festes Salz blieb zurück. Die reichlich gefundene Holzkohle könnte zum Erhitzen der Steine gedient haben<sup>30</sup>.

Die *Karlsquelle* war also schon sehr lange bekannt, aber über Jahrtausende in Vergessenheit geraten. Nun nach ihrer Wiederauffindung kamen die Dinge in Gang: Am 13. März 1830 erschien als *Amtliche Nachricht* in mehreren Zeitungen eine Empfehlung des Mergentheimer Mineralwassers und der neugegründeten *Badanstalt*. In diesen ersten Nachrichten fehlten nicht die chemischen Analysen und ein Hinweis auf die von Mergentheimer Ärzten gemachten Erfahrungen. Eine von Dr. Bauer verfaßte Schrift hierzu wurde angekündigt. In dem im Mai 1830 erschienenen Büchlein *Mergentheim und seine Heilquellen* wird in 7 Kapiteln alles geschildert, was einen vielseitig interessierten Kurgast in dem neuen Heilbad erwartet. Eine historische Betrachtung über Mergentheim und seine Bewohner – 1830 hatte die Stadt 2359 Einwohner – leitet über zur Entdeckungsgeschichte der Quellen, zu ihren Analysen und zu ihren medizinischen Wirkungen auf Mensch und Tier. Das Buch schließt mit allgemeinen Trink- und Baderegeln, deren Befolgung den Patienten eindringlich ans Herz gelegt wird. Eine kleine Lithographie auf der 1. Seite des Buches zeigt Franz Gehrig mit seinen Tieren an der *Wilhelmsquelle*.

Ein Jahr später erhielt Bauer das Ehrenbürgerrecht von Mergentheim. In der feierlichen Urkunde ist zu lesen:

*Wir Stadtschultheiß, Stadträthe und Mitglieder des Bürger-Ausschusses der Stadt Mergentheim urkunden und bekennen hiermit, wie folgt: Um dem Herrn Oberamtsarzt Dr. Christian Friedrich Bauer für seinen Eifer, mit dem er das allgemeine Wohl stets zu befördern sucht, für seine Thätigkeit, die er gleich bei der Entstehung der hiesigen Bad- und Bronnen-Anstalt bewiesen hat, besonders aber für die Herausgabe der Schrift: Mergentheim und seine Heilquellen, ein bleibendes Denkmal unserer ausgezeichneten Verehrung und Dankbarkeit zu geben, ertheilen wir, im Einklang mit unseren Mitbürgern, in der angenehmen Hoffnung einer gütigen Aufnahme Wohldehmselben mit seiner werthen Familie das Bürgerrecht in unserer Stadt mit Befreiung von allen herkömmlichen Taxen und fügen noch ein kleines Andenken bei.*

*Kraft unserer Unterschriften und des städtischen Siegels.  
Mergentheim am 10. Mai 1831*

Das »kleine Andenken« bestand in einem silbernen Pokal.

30 *Renz* (wie Anm. 28).

Mergentheim  
und seine  
Heilquellen  
VON

Dr. Bauer,

*Oberamtsarzt zu Mergentheim.*



Untere Mineralquelle.

Mergentheim

1850.

*Brauer*



# Wir Stadtschultheiß, Stadtrathe und Mitglieder des Bürger Ausschusses der Stadt Mergentheim

erkünden und bekennen hie mit, wie folgt:

Uns dem Herrn Oberamtsarzt **Dr. Christian Friderich Bauer** für seinen Eifer, mit dem Er das allgemeine Wohl stets zu befördern sucht, für seine Thätigkeit, die Er gleich bei der Entdeckung der heiligen Bad- und Sennam-Quelle bewirkt hat, besonders aber für die Herausgabe der Schrift **Mergentheim und seine Heilquellen**, ein höchendes Denkmal unserer ausgezeichneten Verehrung und Dankbarkeit zu setzen, ertheilen wir, im Einklang mit unsern Hoffnungen, in der angenehmen Hoffnung einer gütigen Aufnahme **Vohdemselben mit Seiner werthen Familie das Bürgerrecht** in unserer Stadt mit Behrnung von allen herkömmlichen Eapen und Ligen noch ein Decem-Monathen zu Kraft unserer Unterschriften und des städtischen Siegels

Mergentheim am zehnten Mai Einsteiaund Achtbundert Dreißig und Eins



Stadtschultheiß und Stadtrathe

Anton Röder

Max von Mankow

Jörg Thomm

Christoph Völk

H. v. d. Hoffmann

Dr. med. C. F. Bauer

K. v. d. Heide

Jörg Hoff

Carl Eber

W. v. d. Heide

Anton Langenberger

Bürger Ausschüsse

Christian Ludwig v. d. Heide

Anton Röder

Max von Mankow

Jörg Thomm

Christoph Völk

H. v. d. Hoffmann

Dr. med. C. F. Bauer

K. v. d. Heide

Jörg Hoff

Carl Eber

W. v. d. Heide

## Ehrenbürgerurkunde

Was weiter unternommen wurde, wie sich die bescheidene Stadt nach dramatischem Auf und Ab zu einem berühmten Heilbad entwickelte, ist mehrmals beschrieben worden. Bei G. A. Renz<sup>31</sup> steht die Stadtgeschichte im Vordergrund, bei W. Carlè<sup>32</sup> sind es die geologischen Aspekte. H. Löschel hat dem Schäfer F. Gehrig ein Buch gewidmet<sup>33</sup>, über Dr. med. C. F. Bauer hat E. Fleck einen kurzen Lebenslauf in einem Zeitungsartikel erscheinen lassen<sup>34</sup>. Über die Geologie seiner Stadt hat Bauer noch einmal zusammenfassend berichtet. Die Arbeit »Mergentheim und seine Umgebung in topographischer und geognostischer Hinsicht« erschien 1836 und war sein letzter Beitrag zu diesem Thema<sup>35</sup>.

31 Renz (wie Anm. 28).

32 W. Carlè: Geologie und Hydrologie der Heilwässer von Bad Mergentheim. Jahrbuch für Bodenforschung 64 (1950).

33 H. Löschel: Der Schäfer von Mergentheim. Thomm Verlag Bad Mergentheim 1987.

34 E. Fleck: Ein namhafter Künzelsauer, Dr. med. C. F. Bauer (1776–1838). Kocher und Jagstbote Nr. 30 (November 1951).

35 C. F. Bauer: Württembergische Jahrbücher. Jg. 1836. Heft 2.

*Das Doktorhaus im Krametsgäßle*

Im Krametsgäßle wohnte die Familie zusammen mit der unverheirateten Schwester des Doktors, Friederike Renate. Man richtete sich im unteren Stockwerk ein, in den 6 Zimmern des oberen wurden die Sammlungen aufbewahrt, die mit der Zeit zunehmend Platz beanspruchten. Zum Kreis um Bauer gehörten die Persönlichkeiten, mit denen zusammen er Flora, Fauna und Geologie rund um Mergentheim erforschte. Eine engere Familienfreundschaft, die bis in die Ingelfinger Zeit zurückging, verband ihn mit dem Grafen Joseph von Salm-Reiferscheid-Bedburg zu Krautheim. Dieser katholische Domherr in Würzburg war einer der Paten von Hermann Bauer. Im Jahr 1829 kam Johann Tobias Beck als erster evangelischer Pfarrer nach Mergentheim. Vorher war die dortige Gemeinde von Weikersheim aus in oft unzureichender Weise betreut worden. Nun stand ein Mann an ihrer Spitze, der es verstand, sich in der rein katholischen Umgebung gut zu behaupten. Später hat er sich als Professor in Basel und in Tübingen einen bedeutenden Namen in der Geschichte der evangelischen Theologie gemacht. Seine Predigten müssen anspruchsvoll gewesen sein, denn durch sie wurde der Oberamtsarzt nach längerer Pause wieder zu einem regelmäßigen Besucher des sonntäglichen Gottesdienstes. Bald bildeten sich freundschaftliche Beziehungen zwischen den Familien, die über den Zeitpunkt hinausreichen, als Beck 1838 Mergentheim verließ, um nach Basel zu ziehen.

In den dreißiger Jahren wurde der Freundeskreis noch einmal erweitert: Baron von Diemar zog mit seiner Familie nach Mergentheim. Frau von Diemar war die Tochter des Grafen Reinhard, der als Student im Tübinger Stift so von den aus Westen herüberwehenden freiheitlichen Gedanken erfüllt war, daß er in das Land seiner Ideale hinüberwechselte und es dort zu Adel und zur Position eines französischen Außenministers brachte. Man darf vermuten, daß den Doktor die schillernde Gestalt Reinhardts, die ihm über dessen Tochter nähergebracht wurde, beeindruckt hat. Der im Jahre 1761 geborene Reinhard war ein Freund und intensiver Gesprächspartner Goethes. Auch hierüber wird der Doktor sich Gedanken gemacht haben. Den großen Eindruck, den Graf Reinhard im Doktorhaus hinterlassen hat, schildern Marie Bauer<sup>36</sup> und Cornelia Rocholl<sup>37</sup>.

Ein Kollege Bauers in Weinsberg war der dortige Oberamtsarzt und Dichter Dr. Justinus Kerner, der seinerseits mit Eduard Mörike freundschaftlich verbunden war. Kerner hatte die Badbeschreibung Bauers dem Cleversulzbacher Pfarrer zu einer Zeit geliehen, als dieser sich in einer schweren Lebenskrise befand und seine angegriffene Gesundheit durch einen Kuraufenthalt stärken wollte. Im August und September des Jahres 1837 verbrachte Mörike zusammen mit seiner Schwester Clara 6 Wochen in Mergentheim. Beide verkehrten während des Aufenthaltes im Hause der Familie Bauer und erfreuten sich am Klavierspiel seiner Töchter<sup>38</sup>. Bauer litt damals schon an der Krankheit, der er ein halbes Jahr später er-

36 *Bauer* (wie Anm. 25).

37 *Rocholl* (wie Anm. 6).

38 *Eduard Mörike Werke und Briefe*, 12. Bd., hg. von *H.-K. Simon*, Klett-Cotta 1986.

liegen sollte, aber mit den Töchtern, insbesondere mit Emma und Marie Bauer, entwickelte sich eine Freundschaft, die später zu einem regen Gedankenaustausch führte, besonders, als Mörike von 1844–1851 in Mergentheim lebte. Hier heiratete er Margarethe von Speeth, eine intime Freundin Marie Bauers, kurz bevor er nach Stuttgart zog.

Am 20. Februar 1838 starb Christian Friedrich Bauer. Seine Worte, mit denen dieser Aufsatz eingeleitet wurde, müssen hier ergänzt werden: *Ich wollte ein Diener der Menschheit sein und für meine Hilfe gegenüber leidenden Mitbrüdern nicht Rechnungen herumschicken wie ein Schuster oder Schneider!* Er hatte nur von seinem Gehalt gelebt, Geld für seine Sammlungen ausgegeben und ließ deshalb nach seinem Tode eine weitgehend unversorgte Familie zurück. Als Pension erhielt seine Witwe von der Stadt jährlich 2 Klafter Buchenholz und 2 Scheffel Korn. Der zu seinen Lebzeiten schon bescheidene Lebensstil wurde noch mehr vereinfacht; die wertvollen Sammlungen mußten verkauft werden, wobei die wenig geschäftstüchtige Witwe von einigen Käufern betrogen wurde. In die freiwerdenden Zimmer des oberen Stockwerks zogen zwei verwitwete und pensionsberechtigte Schwestern des Doktors: Friederike Wilhelmine Kettner und Sophie Marie Bach. Sophie Marie war mit dem Pastor Tobias Bernhard Bach verheiratet gewesen, einem Großneffen von Johann Sebastian. Nachfolger von Dr. Bauer als Oberamtsarzt und Vormund seiner Kinder wurde sein Neffe Dr. Karl Christian Bauer, der sein Amt bis 1844 ausübte. Bei Renz<sup>39</sup> werden die beiden Dres. Bauer als eine Person behandelt, in anderen Publikationen kommt nicht immer klar genug zum Ausdruck, welcher von beiden gemeint ist.

Das Haus im Krametsgäßle verlor nach und nach seine Bewohner durch den Tod. Um 1865 verkaufte es Karoline Bauer und zog nach Weinsberg zu ihrem Sohn Hermann, wo sie am 28. Februar 1872 starb.

### Nachwort

Vom 13.–15. 8. 1926 fand in Mergentheim eine glanzvolle Feier anlässlich der Entdeckung der Wilhelmsquelle 100 Jahre zuvor statt, bei der Bauers Name nicht mehr erwähnt wurde.

Neun Jahre später besuchte ein Urenkel des Oberamtsarztes, Hermann Bauer, die Stadt. Die Tauber-Zeitung vom 19. 10. 1935 berichtete darüber: *Ein interessantes Dokument der Stadt Mergentheim befindet sich in den Händen des Herrn Admirals a. D. Exzellenz Bauer in Berlin-Zehlendorf, eines direkten Nachkommen des von 1814–1838 in Mergentheim amtierenden, um die Entwicklung des Mineralbades außerordentlich verdienten Oberamtsarztes Dr. Christian Friedrich Bauer. Es ist dies die demselben am 10. 5. 1831 verliehene Ehrenbürgerrechtsurkunde der Stadt Mergentheim. [...] Da von dieser Ehrenbürgerrechtsverleihung nichts mehr bekannt, auch eine Abschrift von ihr weder auf dem Rathaus noch im städtischen Archiv vorhanden war, sah sich der Stadtarchivar [...] veranlaßt, das Dokument zur Einsichtnahme und*

39 Renz (wie Anm. 28).

*Kopieanfertigung von dessen Besitzer zu erbitten. Der Herr Admiral hat dem entsprochen und die Urkunde nebst einer von der Enkelin, Frll. Gertrud Bauer, in Cannstadt verfaßten Biographie Dr. Bauers<sup>40</sup> dem Stadtarchiv zugeleitet.*

Am 31. Mai 1939 schrieb die Kurverwaltung an Professor Walter Bauer, Göttingen, einen anderen Urenkel Christian Friedrichs und Bruder des Admirals Hermann Bauer: *Wir erlauben uns, Ihnen anliegend die erwähnte Schrift von Archivrat Dr. Renz kostenlos zu übermitteln, nachdem Sie ein Nachkomme jenes Oberamtsarztes Dr. Bauer sind, dem Bad Mergentheim so viel zu verdanken hat.*

Die Beurteilungsmerkmale des Stadtrates und der Kurverwaltung lassen sich auf die kurze Formel bringen: Bauer hat sich um das Bad verdient gemacht, dafür ist ihm zu danken.

Aber auch aus anderen Gründen verdient das Andenken an Christian Friedrich Bauer, weiter gepflegt zu werden. Nicht nur, was er erreichte, kann als Vorbild dienen, sondern auch das, worum er sich Zeit seines Lebens bemühte. Sein Freiheitsdrang und sein Forschungswille begründeten eine Familientradition. Sie setzte sich fort mit Hermann Bauer (1814–1872), seinem ältesten Sohn. Gertrud Bauer (1861–1937) hat 1934 einen anschaulichen Bericht über ihren Vater hinterlassen<sup>41</sup>. Außerdem ist kürzlich eine Lebensbeschreibung über Hermann Bauer erschienen<sup>42</sup>, so daß es genügt, an dieser Stelle nur auf einige zum Thema gehörende Punkte hinzuweisen. Als Hermann in Tübingen studierte, sollte er ähnlichen Verfolgungen ausgesetzt sein, wie sein Vater zuvor in Jena. Er war Mitglied der Burschenschaft, der nach einer harmlosen Auseinandersetzung mit dem Korps der *Schwaben* von den Behörden *Aufruhr* vorgeworfen wurde. 1819 war August von Kotzebue, der liberale Ideen und patriotische Ideale der Burschenschaft verspottet hatte, von einem Jenaer Studenten ermordet worden, am 27. Mai 1932 hatte das Hambacher Fest stattgefunden und am 3. April 1933 hatten Burschenschaftler in Frankfurt einen Putsch versucht; an allen Universitäten blühte dementsprechend das intensive Schnüffeln nach Demagogen. Vom Juni bis August 1933 saß Hermann im Arrest, im Anschluß daran wurde er von der Universität verwiesen. Erst wiederholte Versuche seines Vaters und der von ihm selber vorgetragene Wunsch, in Erlangen weiterstudieren zu dürfen, brachten am 19. November die Wiederzulassung. Allerdings habe Hermann Bauer *bei der leichtesten Spur neuer Verirrungen die augenblickliche Wiederausweisung zu erwarten*. Im Dezember 1836 erging das endgültige Urteil gegen 37 Burschenschaftler, von denen viele für Monate auf der Festung Hohenasperg oder im Arrest verschwanden.

Während seines unfreiwilligen Aufenthalts in Mergentheim erlernte Hermann auf Verlangen seines Vaters das Drechslerhandwerk, daneben bemühte er sich um seine theologische Weiterbildung.

Auch die vielseitigen historischen Interessen waren Vater und Sohn gemeinsam.

40 Bauer (wie Anm. 11).

41 Gertrud Bauer (1934).

42 Karlheinz Bauer: Hermann Bauer (1814–1872). Der Vater der Aalener Geschichtsschreibung. Aalener Jahrbuch 1986.



*Hermann Bauer (1814–1872)*

Der Sohn baute sie neben seinem Beruf zu einer wissenschaftlich-forschenden Tätigkeit aus. Schon 1847 gründete er den »Historischen Verein für Württembergisch Franken«. Im Jahre 1867 wurde ihm die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen.

Max Hermann Bauer (1844–1917), Sohn von Hermann Bauer und seiner Frau Sophie, geb. Faber, wurde im Gnadental geboren. Er war Mineraloge. Leben und Bedeutung dieses Gelehrten zu schildern, würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten. Es soll an dieser Stelle nur erläutert werden, welche seiner Leistungen an die seines Vaters und Großvaters anknüpfen.

Nach dem Studium in Stuttgart und Tübingen vertiefte er seine Kenntnisse in Paris. Der Heilbronner Arzt und Physiker Julius Robert Mayer, ein Freund seines Vaters, hatte ihn dorthin empfohlen. Nach der Habilitation in Göttingen war Max Privatdozent in Berlin und folgte dann einer Berufung zuerst nach Königsberg und 1884 nach Marburg. Hier wurde er während seines Rektorats (1892–1893) in einen Konflikt hineingezogen. Der Lehrkörper der Marburger Universität war damals gespalten: es gab eine Gruppierung um den Physiologen Külz, die ein besonderes Verhältnis zu dem preußischen Ministerialdirektor Dr. Althoff pflegte, der seinerseits mit solchen Methoden in die Universität hineinregierte. Dieser »Althoff-Külz-Partei« stand eine andere gegenüber, in der sich weniger obrigkeitstreue Professoren lose zusammengeschlossen hatten. Max Bauer gehörte gemäß seiner schwäbisch-liberalen Art natürlich nicht zum Kreis um Külz. Dieser behandelte in seinem überzogenen Selbstbewußtsein die Studenten so schlecht, daß es zu einer Art »Külz-Streik« kam. Seine Vorlesungen wurden boykottiert, die Studenten versammelten sich, um ihrem Unwillen Ausdruck zu verleihen. Die Regierung griff ein, und der Rektor stand vor Entscheidungen. Er stellte sich vor die Studenten und erreichte, daß niemand relegiert wurde. Den »Rädelsführern« verhalf er zu außerordentlich milden Strafen. Er mag dabei an seinen eigenen Vater und Großvater gedacht haben.

Die Regierung betrachtete natürlich alles mit anderen Augen, und Rektor Bauer erhielt einen offiziellen Verweis. Die Marburger Studenten aber brachten ihm einen Fackelzug und überreichten ihm eine wertvolle »Adresse«.

Im Nekrolog auf Max Bauer werden seine wissenschaftlichen Verdienste eingehend gewürdigt. Sein 1896 erschienenes Werk »Edelsteinkunde« gilt bis in unsere Tage als hochqualifiziertes Fachbuch, sein Lehrbuch der Mineralogie genoß hohes wissenschaftliches Ansehen. Über seine charakterlichen Eigenschaften ist zu lesen: *In dem schweren Konflikt . . . erwarb sich Bauer durch sein ruhiges besonnenes Auftreten das Vertrauen aller. In einer von den Vertretern aller Korporationen unterschriebenen Urkunde hat die Studentenschaft ihren Dank dafür ausgesprochen. Das Gefühl für Recht war bei Bauer stark ausgebildet und von dem, was er für Recht erkannt hatte, konnte ihn niemand abbringen, die Sache stand ihm immer höher als die Person; und kam es je zu einer Auseinandersetzung, so hielt er mit seiner Ansicht nicht zurück*<sup>43</sup>.

Dieser Satz ist nicht nur bezeichnend für Max Bauer, sondern auch für seinen Großvater, den Oberamtsarzt Dr. Christian Friedrich Bauer.



*Max Hermann Bauer (1844–1917)*